

Alpan Sagsöz

ISLAND

oder

wo die Götter
Flipflops tragen



SCHRUF & STIPETIC

Alpan Sagsöz: Island oder
Wo die Götter Flipflops tragen

Originalausgabe
© schruf& stipetic GbR, Berlin 2018
www.schruf-stipetic.de

Covergestaltung © JBC
Foto: 12019, pixabay

ISBN 978-3-944359-38-0

Vervielfältigung und gewerbliche Nutzung nur nach
ausdrücklicher Genehmigung der Schruf & Stipetic GbR

Alpan Sagsöz

ISLAND oder
WO DIE GÖTTER
FLIPFLOPS TRAGEN

schruf & stipetic

1. Teil

Meine Schwester war verstummt, sobald sie das Zimmer betreten hatte. Jetzt saß sie starr wie eine Porzellanpuppe aus einer längst vergangenen Zeit auf einem alten Stuhl. Nur wenn man ganz genau hinsah, erkannte man, dass ihre Finger ganz leicht über die Hand unseres Vaters streichelten. Mutter saß auf der anderen Seite des Bettes. Sie tat, was manche Frauen in solchen Situationen tun – auf die Wunderkraft des Wortes vertrauen. Und mein Vater lieb sein Ohr. Was blieb ihm anderes übrig?

Vaters Ohren hatten zwei Besonderheiten. Zum einen wahrte das eine Ohr etwas mehr Abstand zum Kopf als das zweite. Zum anderen hätten seine Ohrläppchen kräftig wachsen müssen, um wirklich welche zu sein. Aber es war nicht die Zeit des Wachsens, eher hätte der Holzjesus über der Zimmertür gejodelt. Ansonsten war an meinem Vater alles mittelgroß: Hände, Körper, Finger, Füße, Beine. Nur die Ohrläppchen – die boten nicht mal Platz für Ohrstecker. Allerdings war das sein kleinstes Problem. Hätte er es sich aussuchen können, hätten die Ohren nicht so weit oben auf seiner Verbesserungsliste gestanden. Aber was weiß ich schon, was er sich ausgesucht hätte und was nicht. Hätte. Wäre. Fahrradkette. Was machten wir eigentlich in diesem Zimmer, fragte ich mich, als ich ihn da liegen sah. War es wirklich ein Besuch, wenn der Besuchte einen weder hören noch sehen konnte? Kein Lächeln, kein Blick,

keine Freude, keine Trauer in seinen Augen. Die grauen Anteile in den fettigen Haaren hatten das Rotblond auf seinem Kopf fast besiegt. Wie konnte man in wenigen Monaten so viel Farbe verlieren? Er schlief, wie immer.

Hey, wir sind da! Ein fröhliches Hallo, ein sanftes Lächeln, oder wenigstens ein minimales Zucken seiner Augenlider?! Nichts. Er konnte nicht einmal ein Handzeichen geben. Die letzten Wochen hatte ich bei jedem Handyklingeln Herzrasen und weiche Knie bekommen. Jedes Mal fragte ich mich: Ist er gestorben? Es war keine Erleichterung, ihn jetzt so zu sehen, aber es bestand kein Zweifel – hier lag noch immer das vierte Mitglied unserer Familie, noch immer oberhalb des Erd- und Meeresspiegels.

„Martin, wir sind hier. Medi, Lisa, ich. Wir vermissen dich“, säuselte Mutter und hielt seine Hand mit ihren langen Fingern fest umklammert.

Es kam mir vor, als sei Papa schon vor einer Ewigkeit verschwunden. Vor neun, zehn Monaten hatte es mit Kopfschmerzen angefangen, denen mit keinem Medikament beizukommen war. Kurz darauf war er zum ersten Mal in die Tiefen des Nichts gerauscht. Er nickte am helllichten Tag weg. Im Garten, auf der Toilette, beim Zeitungslesen im Wohnzimmer. Einmal schlief er sogar beim Mittagessen ein. Es war ein Sonntag, Papa hatte sein blaues *I love Granada*-T-Shirt an, war ausnahmsweise glatt rasiert, während die Fingernägel ungepflegt waren. Der Suppenlöffel hing lose zwischen seinen Fingern, die Tomatensuppe, die zum Mund transportiert werden sollte, bildete eine breiig-rote Pfütze auf dem Tisch. Sein Kopf war nach rechts abgeknickt, sein Atem ging seenruhig wie im Schlaf. Es herrschte gespenstige Stille im Raum. Ich schaute zu Mama, dann zu Lisa. Ein donnerndes, nicht enden wollendes Lachen überwältigte mich. Er wachte davon auf und die Irritation war zunächst gebannt.

Weniger lustig wurde es, als er anfang, Lisa oder mich unvermittelt wegen Nichtigkeiten anzuschreien, rasend vor Wut. Das war nicht unser Vater, vor dem ich da erstarrte. Und Lisa rannte sofort weinend auf ihr Zimmer, wenn der Schrei-Dämon entfesselt war.

Vor ein paar Monaten hatte er vor dem Fernseher gesessen, die Fernbedienung in der Hand. Auf einmal tippte er auf den Tasten des Geräts herum und führte es an sein Ohr wie ein Handy. Diesmal lachte ich nicht. Ich begriff, dass etwas nicht stimmte. Dieses Etwas schien immer ungeduldiger nach einer Bezeichnung, einer Form, einer offiziellen Diagnose zu rufen. Und tatsächlich war die Ursache seines sonderbaren Verhaltens bald geklärt – ein Gliom, ein Hirntumor. Je mehr Platz sich der Hirnbesetzer in der Denkkentrale verschaffte, desto stärker driftete mein Vater durch einen Nebel zwischen Normalität und Wahnsinn, zwischen Leben und Tod, manchmal tauchte er auf, wirkte wie immer, dann wiederum war er ein anderer, nicht ansprechbar und unberechenbar. Uns blieb nichts anderes übrig, als ihm ohnmächtig zuzusehen.

Und jetzt saßen wir hier. Die Krankenzimmerluft benebelte mir die Sinne. Ich machte das Fenster auf und stellte mich wieder vor sein Bett, träumte mich aus dem Fenster blickend auf eine der tiefliegenden Wolken, als ich plötzlich ein Kribbeln im Rücken spürte. Als es intensiver wurde, drehte ich mich zur Tür. Eine Gefahr, jedenfalls etwas Unbekanntes, schien sich zu nähern ... und da ... da war etwas, oben, an der Decke. Ich konnte nichts sehen, aber das Kribbeln strömte in Wellen durch meinen Oberkörper. Es ging vom zierlichen Holzjesus über der Tür aus. Aber so weit ich meine Augen auch aufriss, ich sah nichts! Vielleicht leuchtete die Stelle ein My heller, aber dessen war ich mir wenige Tage später auch nicht mehr sicher. Jedenfalls sah ich nichts Fassbares, nicht

einmal schwache Umrisse, trotzdem kanalisierte sich das, was mich erreichte, konzentrierter auf einen kleineren Raum, als bahnte sich eine zähe Flüssigkeit den Weg von meinem Schädel zum Bauchnabel. Es floss durch meine Mitte und verursachte einen Rausch, ein Körperflirren, das mich irgendwie benebelte, mich ansonsten aber leicht werden ließ. Vielleicht ... Papa? PAPA, das ist Papa! Er ist auferstanden, wieder auferstanden, wollte ich schon jubeln. Ich wollte mit Mutter und Lisa die Botschaft teilen, doch ich rührte mich nicht von der Stelle und gab keinen Ton von mir. Ohne mich zu meiner Schwester und meiner Mutter umdrehen zu müssen ahnte ich, dass weder Lisa noch Mutter Adressaten dieser veränderten Verhältnisse im Raum waren. Ich hielt den Atem an, damit das Nebulöse, Berauschte nur ja nicht wieder in die Flasche zurückhuschte, aus der es gekommen war. Mutters Worte konnten gar nicht von seinem Ohrkanal ins Innere vordringen, denn Vater war außer Haus. Dieser Teufelskerl schwebte irgendwie an der Decke und sah mich an! Er lächelte sogar. Das meinte ich jedenfalls. Unbeschwert schwebte er über uns und schien es sich neben dem seit zweitausend Jahren festgetackerten Jesus von Nazareth bequem gemacht zu haben!

Willst du mich aufmuntern? Wann kommst du wieder, fragte ich ihn im Stillen – keine Antwort. Oder sollte mir das gefühlte Lächeln etwas sagen? Junge, du schaffst das schon! Du kriegst die Mädels wieder hin! Vielleicht wollte er andeuten, dass es ihm in Wahrheit gut ging und das Wrack auf dem Bett nichts mit ihm zu tun hatte, er bald wieder der Alte wäre? Oder sollte ich eine Botschaft in unsere Familie tragen? Wenn ja, wieso gerade ich?

Vielleicht wirkte aber auch nur der Joint von gestern oder der Stress der letzten Monate nach? Vielleicht stürmte zu viel auf mich ein und ich halluzinierte auf hohem Niveau. Inmitten dieser Gedanken erschien in mir ein neues Bild: Papa mäht mit Kopfhö-

ren den Rasen und summt *Fly me to the moon*. Selbstvergessen. Zufrieden. Er und seine Ohren. Er, abgekapselt in seiner Welt. Ich konnte dieses Bild von ihm und das Etwas-Nichts an der Decke nicht zusammenbringen. Hier unten ich und da oben mein Vater, aber beide in einer Blase. Es fühlte sich an, als wären wir aus Raum und Zeit herausgesägt. Dann hörte ich ein leises Geräusch. Es war weit entfernt, aber der Ton wurde klarer, nahm Kontur an. Als ob jemand mit einem Stock eine Spur durch Wüstensand zog.

„Medi“, hauchte etwas. Ich musste doch den Verstand verloren haben. Ich vernahm meinen Namen auf einer Bahn, die nichts mit den Bahnen der Sinnesorgane gemein zu haben schien. Das Ohr blieb jedenfalls unberührt. „Medi.“ Als ob alles, was er mir noch sagen wollte, in meinem Namen steckte – falls es Papa war. Meine Wangen wurden nass und mir fiel noch ein Wort in den Schoß, das auch woanders her zu kommen schien: Krieglosigkeit.

Tack tack tack. Das Tropfen des Wasserhahns unterbrach meine Trance. Ich wollte, dass Papa noch einmal, nur noch einmal, meinen Namen sagte. Das nebulöse My-Licht löste sich immer weiter auf. Bitte, noch ein letztes Mal, auf dass dies alles nicht doch nur ein Wahnzustand war. Das sanfte Licht an der Tür wurde dichter.

„Medi.“

Ja! Dann war er weg. In seinem Körper, in den Wolken, im Universum, oder weiß Gott wo.

„Medi, holst du deiner Schwester bitte eine Apfelschorle von unten?“ Die Stimme meiner Mutter donnerte wie ein Maschinengewehr keinen halben Meter von meinem Ohr entfernt. Plötzlich tropfte der Wasserhahn nicht mehr.

„Fanta“, sagte Lisa leise, ohne aufzusehen. Davon kriegt man gelbe Eckzähne, wollte ich einwerfen, ließ es aber sein.

Mutter deutete ein Nicken an. „Medi, ist was?“

„Der Scheiß-Heuschnupfen“, flüsterte ich, tat so, als ob meine Augen juckten, und wischte unauffällig eine Träne weg.

„Es fliegen doch gar keine Pollen. Komm mal näher. Dein Vater spürt auch deine Berührung, ganz sicher.“

Ich lächelte sie an und es war klar: Ich würde nichts sagen. Gar nichts. Als ich zur Tür ging, sah ich noch einmal nach oben, aber da hing nur Jesus, mutterseelenallein. Warum hatte Mutter die Anwesenheit ihres Mannes nicht gespürt?

Im Aufzug drückte ich „E“, als ich Schritte hörte. Einen Moment später schob sich ein weißer Turnschuh in die Lichtschränke. Die Tür ging wieder auf und ich setzte gerade zum Augenverdrehen an, als der Rest des Fußes in den Aufzug stolperte.

„Hallo“, sagte sie mit wasserklarer Stimme. Der Rest des Fußes lächelte mich aus eisblauen Augen an und strich sich mit der Hand durch hellbraune Locken.

Mir hatte es die Stimme verschlagen und ich nickte nur. Viel zu schnell! Scheiße! Wie ein verdammter Wackeldackel! Der Rest des Fußes hieß sicher Sophia, Antonia oder vielleicht Gloria, irgendetwas in der Art. Erst mein Vater und jetzt das! Ich entschied mich, vier Stockwerke lang nur noch auf meine Turnschuhe zu starren und versuchte, meinen Vater an der Zimmerdecke, Lisas lebensmüden Gesichtsausdruck und den Rest des Fußes (der gerade ungeduldig tippelte), in den Griff zu bekommen.

„Tschüss“, platzte es aus mir heraus, sobald die Tür aufging und bevor der Rest des Fußes sich in Bewegung setzte. Idiot! Zu früh. Zu laut. Timing, du Idiot! Aber sie war längst weg.

Auf dem Weg zum Getränkeautomaten hatte sich mein Puls gerade wieder eingepegelt und ich wollte gerade eine Limo ziehen, als ich erneut ein Kribbeln im Rücken spürte.

„Ach, der Sohn von Mutter Teresa! Wie geht es denn deiner Mama?“, hörte ich eine schrille Stimme. Schon vor dem „Ach“ war es in der Cafeteria um einige Grad kälter geworden. Sie musste schon eine Weile hinter mir gestanden haben.

„Hallo, Tante Karla!“, hauchte ich, verwundert, dass ich überhaupt ein Wort herausbrachte. Gleichzeitig ärgerte ich mich, dass ich zu freundlich klang. Oder einfach zu feige. Sie stand keine Armlänge von mir entfernt, starr wie eine antike Marmorsäule, nicht gewillt, mir nur einen Millimeter mehr Raum zu geben. Meine Augen flogen von ihrer rechten Gesichtshälfte zur linken und zurück. Ich konnte nichts dagegen tun. Ihre stahlblauen Augen wirkten durch das große Gesichtsfeld noch kleiner. Die zarte Nase verstärkte den Eindruck. Ihre krausen Haare waren grau. Bei unserem letzten Treffen vor etwa drei Jahren anlässlich einer Familienfeier waren sie noch blond gewesen. Sie sah Vater nicht ähnlich, schon gar nicht ihre Adipositas-Ohrfläppchen, an denen zwei traurige, mondformige Silberohrringe hin- und herbaumelten. Aber die Geschwister verband dennoch etwas, beide schienen in den Wirkungskreis einer Zeitmaschine geraten zu sein.

Meine Tante starrte mich stumm an. In ihrem Blick mischten sich Abscheu und Wut, aber da war auch etwas, das ich nicht decodieren konnte. Und genau dieser Faktor X verwirrte mich zutiefst. Ich wollte weg, so schnell wie möglich, aber meine Beine versagten den Dienst.

„Sag deiner Mutter“, zischte sie und schaute auf ihre Armbanduhr, „noch genau neun Minuten. Um exakt fünf Uhr ist sie weg. Sonst sage ich es ihr persönlich. Und noch was, so ein Besuch kommt nicht mehr vor, das schwöre ich dir. Sag ihr das.“

Eine Mischung aus Wut und Angst lähmte mich. Ich konnte weder schreien noch meinen Blick von ihren Augen wenden, die mich in die Tiefen eines zerklüfteten Seelenfjords zu reißen droh-

ten. Seit Monaten stritt Tante Karla mit meiner Mutter um das Besuchs-, Auskunfts- und Betreuungsrecht meines Vaters, oder um wer weiß, was es sonst noch für Rechte an einem Patienten gab. Aber zum ersten Mal in diesem Krieg zweier Frauen stand ich mitten im Kampfgetümmel.

„Wollen Sie auch ein Getränk ziehen, oder darf ich?“, fragte ein junger Mann in weißem Kittel und näherte sich mir und meiner Tante. Mit einem Mal konnte ich wieder atmen. Der Mann lächelte freundlich, und ich nutzte die Gelegenheit, um wortlos in Richtung Treppenhaus zu verschwinden. Sobald ich um die Ecke war, rannte ich die Treppen hoch, als ob Luzifers sadistischster Cousin hinter mir her wäre.

Wie konnte diese Frau die Zwillingsschwester meines Vaters sein? Wie war es möglich, dass ich mit ihr verwandt war?

„Sogar unser Körper reagiert bei Angst. Jeder von euch kennt das: weiche Knie, ein trockener Mund. Es gibt zwei Arten zu reagieren: Flucht oder Attacke. Wann ist Angst gut und wann nicht? Ja, Medi?“ Eisenmann schaute mich freundlich durch seine rote Hornbrille an und strich sich über den Vollbart.

Ich wartete kurz und genoss das aufploppende Zeitvakuum. Die einhundertachtzig Minuten Philosophieunterricht der Woche bescherten mir Freiheit und Erleichterung. Genau genommen waren das die einzigen drei von einhundertachtundsechzig Stunden der Woche, in denen ich mich wohlfühlte. Ich mochte zwar einer der Schüler mit viel Luft nach oben sein, aber immerhin war da Raum. Andererseits, wer glaubt nicht an die eigenen gigantischen, unerschlossenen Potenziale? An einen geistigen Goldschatz, den nur irgendwer einmal heben müsste (nur nicht man selbst)? Die Schule war für mich ein Korsett aus einer anderen Dimension. Falls ich irgendwelche Talente hatte, würde man sie

überall eher entdecken als hier. Gelernt hatte ich die letzten Monate außerhalb der Schule vor allem eins: dass das Leben jederzeit außer Kontrolle geraten konnte. Das galt insbesondere für alle rasenmähenden Familienväter dieses Planeten, die sich schneller an ein Krankenhausbett gefesselt wiederfanden, als ihnen lieb sein konnte. Und der einzige Weg aus diesem Bett führte direkt in einen schönen Kiefernarg.

Neben Herrn Eisenmann gab es noch einen Grund, sich auf den Philosophieunterricht zu freuen: Delia. Seitdem wir uns vor zwei Monaten auf der Klassenfahrt tequilaselig in einem Kuhstall geküsst hatten, war ihr schmales Gesicht mit den grünen Katzenaugen auf meiner Netzhaut eingebrannt. Tag und Nacht sah ich es vor mir, unnahbar, umrahmt von glatten, schulterlangen Haaren. An zwei Personen dachte ich oft: an sie und an meinen Vater, aber immer lieber an sie als an ihn. Ich war mir sicher, dass ich in meiner Oberstufe einige Rekorde hielt: den Altersrekord durch späte Einschulung, die maximale Anzahl von Ehrenrunden und den Rekord im Verliebtsein. Bei Letzterem konnte ich keine repräsentative Statistik vorweisen, dafür eine hohe Anzahl schlafloser Nächte und ebenso viele Lieblingsspeisen, die unangerührt im Restmüll gelandet waren. Delia stand in einer langen Ahnenreihe, wenn man die Klassen fünf und sechs dazuzählte. Es hatte sogar Phasen gegeben, in denen ich mir Sorgen machte, dass mein Verhalten zwanghaft, abnormal sein könnte. Hätte es keine Mädchen gegeben, hätte ich Katzen, Löschpapier, Radierer oder Biber angeschmachtet. Manchmal war ich tatsächlich glücklich verliebt, wobei die Intensität dieses Gefühls verschleierte, wie verschwindend selten diese Momente eigentlich waren. Meist war es ein quälendes Schmachten, das hier und da auf Erwidern stieß, und das mehr oder weniger lange anhielt. Aber bei Delia war eines neu – noch nie war ich so dauerhaft entbrannt. In Delia wollte ich mich am liebsten auflösen

und auf diese Weise dem entgehen, was wie Nebel um mich herumwaberte, mich immer dichter einhüllte. Bereits im Kuhstall hatte ich mehr gewollt, aber als ich die Hand unter ihr T-Shirt gleiten ließ, hatte sie mich angelächelt wie eine erfahrene Frau. Selbst mit einer halben Flasche Tequila im Blut verstand ich, dass die Art von Lächeln „Nein, es reicht“ hieß und nicht „Oh ja, nur zu“. Ich startete dennoch zwei, drei weitere Versuche, wie es sich für einen Verliebtheits-Rekordhalter gehört. Vergebens.

Jedenfalls erblühte die Knospe des Kuhstall-*Gate*, wie einige aus meiner Clique die Episode nannten, nicht zur Rose, sondern verkümmerte. Nach der Klassenfahrt herrschte plötzlich kalter Krieg zwischen Delia und mir, eine Null-Worte-Politik, die mir genauso rätselhaft wie unüberwindbar erschien. Das Verliebtsein war mal wieder in ein Chaos gemündet, in ein heillos verstricktes Gefühlsknäuel, für dessen Entwirrung ich kein Händchen hatte.

Als ich Eisenmann antworten wollte, bemerkte ich, dass Delia ihr Geflüster mit Marlies unterbrach. Sie saß schräg vor mir.

„Angst ist ein Alarmsignal. Man wird vor einer Gefahr gewarnt. Das Gehirn unterscheidet aber nicht, ob die Gefahr real oder subjektiv ist. Kontraproduktiv wird es, wenn du dich dann nicht entscheiden kannst, wenn du zwischen zwei Alternativen hängen bleibst und wie gelähmt bist.“

Irgendwie schwebte der Satz bedeutungsschwerer, als ich beabsichtigt hatte im Raum, und ich hatte ordentlich Mühe zu verbergen, wie sehr er meinen persönlichen Zustand beschrieb.

„Ja, genau, Medi“, sagte Eisenmann zufrieden.

Wer sollte mir bei dem Thema Angst auch das Wasser reichen? Aber all das machte mein Fehlstundenkontingent nicht wett, das selbst an einer Neuköllner Hauptschule Alarm ausgelöst hätte.

Florian und ich teilten gerade eine Zigarette in der Raucher-
ecke, als Clara auf uns zusteuerte.

„Hier. Für dich, kannst ja mal schauen“ sagte sie, zwinkerte und steckte einen abgerissenen Zettel in meine vordere Hosentasche, während ich ruckartig meine Hüfte zurückzog. Das war dämlich, denn jetzt klemmte ihre Hand in meiner Hosentasche. Sie ruckelte nervös herum, heftiger. Ich knickte in der Hüfte noch weiter ein, wodurch Claras Hand vollends in den mausetoten Winkel geriet. Sie wurde rot, ihr Lächeln verschwand. Ich mutierte zum Kupferkopf unter meinem Rotschopf – na toll! Verkeilte Idioten!

„Ist das eine Art Balztanz? Es wäre vielleicht besser, wenn ihr das außerhalb der Raucherecke fortführt“, sagte Florian trocken.

Ich holte Luft und, schwupp, war Claras Hand aus meiner Hosentasche raus. Sie machte auf dem Absatz kehrt, marschierte davon, und ich nickte scheinwissend ins Leere. Nie wieder enge Jeans! Auf meinen nachglühenden Wangen hätte man ein Steak braten können. Ich nahm einen tiefen Zug von der Zigarette, so tief, dass ich mich verschluckte.

„Alter, du bist ja knallrot, nee, jetzt wirds eher rotblau! Medi, atmen!“, rief Florian so laut, dass alle Herumstehenden an meinem Untergang teilhaben konnten. Er haute mir auf den Rücken und ging lachend in die Knie, um selbst Luft zu holen. Einige Schüler, die weiter weg standen, schauten irritiert herüber.

Irgendwann wollte doch wieder Luft in meinen Körper. Florian wischte sich mit dem Ärmel die Tränen von den Wangen. Ich kniff ihn in die Seite und machte Anstalten zu gehen.

„Hol den Zettel endlich raus!“, drängte er.

„Halt die Fresse, du Verräter“, sagte ich drei Viertel im Ernst, ein Viertel im Spaß.

Ich sah auf. Delia und Marlies standen keine zehn Meter entfernt. Dann fummelte ich doch den Zettel aus der Hose: „Delia

0157-338794“. Die sechzehn Zeichen ließen mich schlagartig über mich hinauswachsen. Also mochte sie mich doch?! Aber warum hatte sie mich in den letzten Wochen nicht mal gegrüßt?

Florian linste auf das Stück Papier und schlug mir anerkennend auf die Schulter. Der Tag war mein.

Mutter hatte sich Mühe mit dem Frühstück gegeben, bunte Schnittblumen zierten unseren Tisch. Ein friedlicher Samstag, an dem nur ein Stuhl unbesetzt blieb, ein Körper fehlte, mehr nicht.

„Wie war die Schulwoche, Medi?“, fragte sie und nippte am Kaffee. Dabei fiel mir auf, dass ihre Fingernägel tiefrot lackiert waren. Seit wann machte sie das? Wann fand sie die Zeit dazu? Und die Gelassenheit?

Eine riesige Wespe surrte durch den Raum, oder war es etwa eine Hornisse? Jedenfalls setzte sie sich auf mein Marmeladenbrot und ließ es sich schmecken. Insekten von solchem Kaliber lebten in Träumen, Märchen, vielleicht am Amazonas, aber hier?!

„Mach sie weg, mach sie weg!“, schrie Lisa. Mutter starrte auch auf mein Brot, als ob der Teufel am Tisch säße. Lisa verteilte mit hektischen Bewegungen ihre blonden Haare vor dem Gesicht, wie sie es immer tat, wenn Gefahr drohte. Ich beobachtete das Insekt und merkte zunächst nicht, dass sie anfang zu hyperventilieren. Mutter hechete lautlos wie eine Ninja zu Lisa rüber. Ich verstand gar nicht, was die Aufregung sollte. Es geschah, was zu erwarten war, das Tierchen flog nach seinem Frühstück *to fly* unaufgeregter weiter. Niemand sagte etwas, und kurz darauf hatte sich die Aufregung der Damen in Luft aufgelöst.

„Was ist los mit euch? Bah, was stinkt denn hier wieder so? Och, Lisa, nicht schon wieder! Mensch, die Toilette ist doch ...“, platzte ich heraus. Im selben Moment wusste ich, dass das dumm gewesen war.

Lisa senkte den Kopf und schaute auf ihr Müsli, das sie kaum angerührt hatte. Die Haare hingen wieder vor ihrem Gesicht.

„Hey, es war nicht so gemeint. Komm, ich helf dir“, sagte ich in dem nettesten Bruderherz-Ton, der mir möglich war.

Meine Mutter sah mich mit diesem Das-hast-du-wieder-toll-hinbekommen-Blick an, stand auf und übernahm Lisa. Sie hatte zwar recht, dennoch kochte ich vor Wut. Immerhin machte meine Mutter mehr falsch als ich, obwohl sie sich in zig Wochenendseminaren selbst optimierte, andernfalls würde Lisa ja wohl mit acht Jahren kaum noch in die Hose machen.

Auf dem Krankenhausflur kam uns Dr. Prütting entgegen, der Arzt, in den Mutter alle ihre Hoffnungen setzte. Er hatte was von einem Yeti, wenn man sich den Kittel wegdachte. Der grau-braune Bart reichte bis an den unteren Rand seiner urigen Holzbrille. Unser Hoffnungsträger war geistesabwesend und erwiderte den Gruß meiner Mutter erst mit Verzögerung. Sicher hatte er einen Notfall im Kopf.

Im Krankenzimmer lag Vaters Decke unordentlich auf dem leeren Bett. Die Toilettentür stand auf, aber es brannte kein Licht. Mein Vater war aus seinem komatösen Schlaf erwacht! Er hatte das Bett verlassen, das Zimmer sogar, und lief herum! Mein Herz klopfte bis zum Hals.

Meine Mutter rannte aus dem Zimmer, Lisa hinterher. Ich zögerte und wollte den kurzen Moment im erstmals leeren Krankenzimmer nutzen. Mein Blick ging zum Kruzifix und ich erwartete von dort eine Antwort, aber die magische Ecke blieb diesmal kalt und leer.

Mutter war im Gang auf die Oberschwester gestoßen, die sofort aufgeregt auf sie einredete: „Frau Jakob, die Schwester Ihres Mannes war soeben da. Mit dieser Vollmacht, sie hat ...“

Mutters Strahlen erlosch mit Lichtgeschwindigkeit. „Sagen Sie sofort, was los ist“, schrie sie.

„Kommen Sie“, sagte die Oberschwester und führte uns zurück ins Krankenzimmer. „Sie war gerade hier, mit einem anderen Herrn, und hat Ihren Mann einfach mitgenommen. Wir konnten nichts tun, weil sie lauthals mit rechtlichen Schritten drohte und dauernd mit dieser Vollmacht herumwedelte. Der Doktor hat ihr ruhig erklärt, dass das rechtlich so sein mag, aber dass es aus medizinischer Sicht vollkommen unverantwortlich sei, Herrn Jakob in dem Zustand irgendwohin zu bringen und ...“

„Wann war das?“

„Frau Jakob ...“

„Wann?!“, schrie meine Mutter hysterisch.

„Ich weiß nicht, etwa vor zwanzig Minuten, aber ich ...“

Lisa hatte sich stumm auf den Stuhl in der Ecke des Krankenzimmers gesetzt.

Ich rückte näher an Mutter heran. „Mama, Moment! Ganz ruhig“, sagte ich.

Aber Mutter fegte wütend das Tablett vom Nachttisch, warf ihre Handtasche auf das leere Bett und lief aus dem Zimmer. Ich stürzte hinterher, durch das Treppenhaus, raus auf den Parkplatz.

„Da, ihr Auto!“ Mutter deutete auf einen dunkelblauen Passat, der gerade hektisch aus einer Parklücke manövrierte. Dann rannte sie los.

Ich setzte zu einem Spurt an, so schnell, dass ich fast abhob. Diese Geschwindigkeit hatte mein Körper nie zuvor hergegeben. Schon nach wenigen Metern ließ ich Mutter hinter mir. Meine Tante wollte gerade vom Parkplatzgelände auf die Straße einbiegen, musste aber warten, weil dort reger Verkehr herrschte. Ich kam näher, hielt auf die Fahrertür zu, ohne genau zu wissen, was ich eigentlich vorhatte.

„Medi, Medi!“ , hörte ich meine Mutter schreien, „Warte!“

Endlich stand ich neben dem Familiendämon und wollte die Tür öffnen, aber sie war verschlossen, natürlich! Ich trommelte mit beiden Fäusten gegen das Fenster. Karla schrie irgendetwas, dann gab sie Gas, fuhr einige Meter über den Gehsteig und scherte in eine Lücke zwischen zwei PKW ein, sodass der hintere eine Vollbremsung hinlegen musste.

Keuchend erreichte mich Mutter. Tante Karla war mit ihrer Fracht schon außer Schlag- und Sichtweite.

Meine Mutter sackte in die Knie.

„Dieses Dreckstück! Hat mir meinen Mann ... Ich bring sie um!“ Dann ging ihr Schreien in ein Wehklagen über, wurde leiser, kehrte sich immer weiter nach innen. Sie ballte die Faust. „Verfluchte Altlasten, verfaulte, stinkende Altlasten ...“, murmelte sie und sah stumm in die Ferne.

Ich wagte nicht zu fragen, wen oder was sie damit meinte. Es erinnerte mich an ein Verwünschungsritual aus alten Zeiten.

Ich zog Mutter am Ärmel. Wir mussten zurück zu Lisa! Als wir wieder im Krankenhauszimmer ankamen, saß Lisa immer noch wie angewurzelt auf dem Stuhl. Ich ging zu meiner Schwester und umarmte sie vorsichtig, wie eine Figur aus Esspapier.

Tante Karla hatte sich ihren Weg mit einem Blatt Papier freigeschossen. Vor fast einem Jahr war sie wie ein Dämon aus dem Nichts aufgetaucht, hatte sich wie ein Raubvogel meinen Vater gekrallt. Seitdem drehte sich mein Leben wie eine Spirale abwärts. Immer wenn ich dachte, der Boden wäre endlich erreicht, öffnete sich ein neues, unbekanntes Tor der Vorhölle.

Zuerst hatte sie meinen Vater bearbeitet, an den wenigen Tagen, wo er noch bei klarem Verstand war. Sie schottete ihn erfolgreich von der Welt ab und redete ihm ein, seine Ehefrau sei ein

verschlagenes Biest, das nur auf seinen Tod warte, um die Erbschaft einzustreichen, und versicherte, sie würde sich nun um ihn kümmern. Selbst Oma ließ sie nicht mehr an ihren Sohn heran. Der Hirntumor löste eine besonders heftige Wesensveränderung bei Papa aus, die sich nicht nur in Wutausbrüchen erschöpfte. Er konnte von jetzt auf gleich in kindliches Weinen verfallen oder leichtgläubig sein, wie ein Fünfjähriger. All das spielte Tante Karla bei ihrem Vorhaben in die Karten.

In meiner Fantasie entwickelte sie sich mehr und mehr zu einer Spinne, der mein Vater ins Netz gegangen war und die ihre Beute jetzt langsam einwickelte, während sie ihr Gift gegen meine Mutter verspritzte. „Wie hat er die Krankheit wohl bekommen, denk mal darüber nach!“, hatte sie einmal zu ihr gesagt. Auch wenn das blanker Unsinn war, es nagte an meiner Mutter. Das spürte ich.

„Mein Mann hat Karla niemals selbst so eine Vollmacht erteilt, jedenfalls nicht bei klarem Verstand!“, schleuderte sie Dr. Prütting entgegen, der Tante Karla einfach mit Papa hatte ziehen lassen.

„Da stimme ich Ihnen zu. Ihr Mann dürfte nicht mehr geschäftsfähig gewesen sein, als er die Vollmacht im Februar dieses Jahres unterzeichnet hat, das wäre meine fachliche Einschätzung.“

„Ach, und haben Sie die Richtigkeit der Unterschrift geprüft? Hätten Sie mich nicht hinzuziehen müssen? Ich habe zu Hause Unterschriften von Martin – zum Vergleich!“

„Hm ... ja, vielleicht haben Sie ... aber ...“ Schweißperlen bildeten sich auf seiner Stirn, die Hornbrille beschlug. Er nahm sie hastig ab. „Wenn sie die Unterschrift gefälscht oder ihn dazu gezwungen hat ... das wäre eine Straftat.“

„Aha. Und Familienmitglieder begehen keine Straftaten. Sie fälschen keine Unterschriften“, hauchte Mutter matt. Ihre Worte

waren nicht mehr an Prütting gerichtet. Sie pinselten sich wasserfest an die Wände des Büros, und die jedem Buchstaben innewohnende Resignation durchbrach eine Mauer in mir, sickerte durch das Dach, die Wohnräume, bis in den Keller meines Ichs.

„Doch, natürlich, denkbar wäre das schon, Frau Jakob. Aber ich wollte noch ergänzen, dass ein anderer Arzt die Geschäftsfähigkeit Ihres Mannes anders beurteilen könnte. Wir reden hier über verschwimmende Grenzen. Herr Jakob reagiert mitunter extrem impulsiv, oft wie ein Kind. Sie haben selbst erlebt, dass er in letzter Zeit erheblich wesensverändert war. Das ist typisch für dieses Krankheitsbild.“ Er gewann wieder Oberwasser.

Nachdem er sich mit dem Taschentuch fahrig die Stirn getrocknet hatte, sah er meine Mutter fast mitleidig über die Brille hinweg an. „Es gibt zwar stabile Phasen bei dieser Krankheit, Frau Jakob“, setzte er behutsam an, „aber Sie sollten sich damit befassen, dass Ihr Mann nicht mehr lange leben wird. Statistisch gesehen mag die Lebensdauer bei dieser Tumorart ein bis drei Jahre sein, das kann ich aus Erfahrung auch bestätigen, aber überlebt hat noch kein Patient.“

An mir rauschten alle Worte vorbei. Wo war ich? Es hätte jeder Ort sein können. Ich – jeder Mensch. In jeder Zeit der Welt. Meine Eltern hätten alle Eltern des Planeten sein können.

Alles war nur noch ein Weltbrei.

Universumsbrei.

Dimensionsbrei.

Zehn Tage später stellte sich heraus, dass der Nachweis der Geschäftsunfähigkeit meines Vaters alles andere als ein sicherer Elfmeter war. Selbst Mutter blieb nicht verborgen, dass ihr Anwalt sich die Zähne an diesem Fall ausbiss. Tante Karla war uns mit ihrer Anwältin immer einen Schritt voraus. Wir erfuhren, dass sie

Papa nach seiner Entführung in einer süddeutschen Rehaklinik untergebracht hatte.

„Die Betreuungsvollmacht wurde zu einem Zeitpunkt erteilt, als nach Ihrer Ansicht schon keine Zurechnungsfähigkeit mehr vorlag“, holte der Anwalt aus. „So weit so gut. Mittlerweile hatte ich auch Akteneinsicht. Eine Fälschung war demnach nicht nachweisbar, die Diskrepanz der Schwünge in der Unterschrift wurde vom gegnerischen Anwalt mit *zittrigen Händen* begründet.“

„Und diesen Schwachsinn glaubt die Staatsanwaltschaft?“, empörte sich meine Mutter.

Sie hatte sich nicht mehr im Griff. Nie einen Plan. Mal war sie laut, dann weinte sie aus heiterem Himmel, ein anderes Mal wieder herrschte sie einen aus dem Nichts an.

Der Anwalt blieb cool. „Die Herren haben nicht einmal einen Grafologen konsultiert. Sie verfolgen den Fall nicht weiter.“

„Zittrige Hände? Aber fragen die sich nicht, warum mein Vater weit weg von seiner Frau und seinen Kindern versorgt werden will? Das macht doch keinen Sinn!“, entfuhr es mir. Beide Köpfe drehten sich langsam in meine Richtung und schauten mich an, als wäre ich eine Holzpuppe, die plötzlich zu sprechen begann.

„Wir kommen nicht weiter. Warum suchst du dir nicht einen besseren Anwalt?“, fragte ich, als wir wieder auf der Straße standen.

„Medi, das alles kostet eine Menge Geld! Außerdem glaube ich, dass uns dieser noch weiterhelfen wird. Warte ab.“

„Worauf?! Bis Vater in einer Holzkiste liegt und Würmer zählt? Warten! Wir haben keine Zeit. Karla, die Hexe, reißt alles an sich und du versagst auf ganzer Linie!“, schrie ich außer mir.

„Ach ja? Und welche gute Idee hast du? Wie wäre es, klein anzufangen und in der Schule mal nicht sitzen zu bleiben? Das würde mir schon reichen!“

Ich sah rot. „Aha. Und wie wäre es, einmal was allein auf die Reihe zu kriegen? Sich nicht fast jeden verdammten Tag an der Schulter des eigenen Kindes auszuheulen? Wie wäre es, einen Plan zu haben? Einen Scheiß-Plan?!“

Passantenköpfe drehten sich nach uns um. Aber ich konnte nicht aufhören.

„Vielleicht war es keine gute Idee, sich dauernd selbst zu verwirklichen, monatelang zu verschwinden und uns allein zu lassen, hm? Was meinst du? Hast du dich jetzt endlich gefunden? Wo hast du dich überhaupt verloren? Oder wirst du dich erst finden, wenn Lisa und ich aus dem Haus sind? Oder Vater tot? Wenn du nicht dauernd in irgendwelchen Seminaren gehockt hättest, würde Lisa nicht mehr in die Hose scheißen, und Vater, Vater wäre vielleicht nicht krank geworden ...“ Das hatte ich ihr schon immer sagen wollen, allerdings nicht so.

Sie starrte mich an. Dann drehte sie sich wortlos um und ging.

Ich lief in die andere Richtung davon, auf einem Umweg nach Hause, durch den Stadtwald. Es dämmerte und die Umrise der mächtigen Platanen, die den Weg flankierten, wirkten bedrohlich. Unterwegs kramte ich in mir nach dem Gefühl, das sich Mitleid nennt, aber ich empfand es nicht für Mutter. Irgendwann war es mir verloren gegangen. Sie war so in ihre Selbstsuche versunken gewesen, dass ich Mutter die letzten Jahre kaum gespürt hatte. Sie hatte ihre Überzeugungen wie andere die Hemden gewechselt, mal war sie Hinduistin, dann Altkatholikin, später befasste sie sich mit Zen-Buddhismus. Jedes Mal versuchte sie Vater von ihrem neuen Weg zu überzeugen, der wollte aber weder Interesse noch Zeit dafür aufbringen. Von all den Reisen, auch ins ferne Ausland, kam sie mit immer neuen Ideen heim, während ich immer weniger Ahnung hatte, wo meine Mutter abgeblieben war.

Vaters Krankheit hatte dem Selbstfindungstrip ein Ende gesetzt, aber nun drehte sich alles darum.

Mittlerweile war ich klatschnass und empfand nun doch eines: Wut. Wut über Mutters Wankelmütigkeit. Wut, weil sie für Lisa und mich seit Langem nicht mehr greifbar war. Wut, dass sie jetzt gegen Tante Karla versagte.

Wie gerne hätte ich mit Papa geredet. Wie sehr brannte es in mir, ihn zu fragen, ob er sich daran erinnerte, wie er im Schlaf aus seinem Körper gefahren war und mit mir kommuniziert hatte? Aber war das wirklich geschehen? Inzwischen waren einige Wochen vergangen, und er erschien mir nicht mehr, nicht einmal mehr wie früher in meinen Träumen.

„Karla lässt mich nicht zu ihm. Mittlerweile hat sie sich auch noch eine notarielle Generalvollmacht besorgt, wie auch immer sie Martin zum Notar gebracht hat!“, hörte ich Oma in der Küche zu meiner Mutter sagen.

Die beiden fühlten sich ungestört, aber ich hatte heimlich auf der Treppe Platz genommen und belauschte sie.

„Rechtlich gesehen hat sie sich damit einen Freifahrtschein beschafft!“, fügte Oma hinzu.

„Aber Martin ist doch praktisch wie ein Kind! Das kann man doch ...“, stotterte Mutter.

„Karla ist wie im Wahn. Martin baut schnell ab. Sie sagt, dass er nicht einmal mehr weiß, in welchem Jahr wir sind. Manchmal fragt er sie, wer sie sei.“

Ich hörte ein Schluchzen, eine oder beide weinten.

„Er wird nicht mehr gesund. Der Tumor ist nicht heilbar“, sagte Oma.

„Das weiß ich doch. Aber ich hatte so viel Hoffnung, als er doch noch aus dem Koma erwacht ist!“, sagte Mutter.

Ich fühlte mich wie ein Gummiboot, aus dem man mitten im Ozean die Luft ablässt. Das alles klang nicht danach, dass ich meinen Vater je wieder mit Kopfhörern summend Rasen mähen sehen würde. Das alles klang so gar nicht nach dem Wunder, auf das ein Teil von mir noch immer hoffte.

„Wie geht es Lisa und Medi?“

Ich spürte deutlich, wie Oma versuchte, das Gespräch in weniger aufgewühlte Gewässer zu manövrieren.

„Lisa ist total verschlossen. Ich komme kaum an sie heran. Sie macht noch immer in die Hose und wird in der Klasse gehänselt. Und Medi, na ja. Eine Zeit lang half er, wo er konnte. Er muss schnell erwachsen werden, ach ...“ Sie schluchzte, was in mir immer noch kein Mitleid hervorrief.

Eine Zeitlang hatte ich also geholfen. Wenn sie mich nicht mehr brauchte, was machte ich dann hier? Wozu war ich nütze? Vater konnte ich ohnehin nicht mehr helfen!

„Maria, kannst du die Hausraten bezahlen? Zahlt Karla wenigstens das für Martin?“

Ein verbittertes Lachen von Mutter. „Was glaubst du denn? Keinen Cent zahlt deine Tochter! Uns steht das Wasser bis zum Hals. Ich habe Angst, dass die Bank irgendwann die Reißleine zieht und das Haus zwangsversteigert. Martin bekommt von der Versicherung und der Krankenkasse fast dreitausend Euro monatlich. Karla hat die Einnahmen direkt nach der Entführung auf ein unbekanntes Konto umgeleitet. Die hat das alles geplant!“

„Das gibt es doch nicht! Hm. Die zwei waren ein Herz und eine Seele, vergiss das nicht. Es ist sehr schlimm, was sie gerade tut, aber sie waren eineiige Zwillinge – unzertrennlich bis ... Es war mein Fehler, dass sie ...“ Oma weinte.

Mutter unterbrach sie. „Wegen einer Scheidung? Einer von Millionen täglich? Entschuldige, aber das ist lächerlich.“

„Maria, das ist es nicht. Du weißt nicht, was ... Mein Gott!“

„Außerdem hatten die beiden in den letzten zehn Jahren gar keinen Kontakt mehr“, schob Mutter trotzig hinterher.

„Niemand hat mehr darunter gelitten als Karla. Eine erneut aufgerissene Wunde tut mehr weh als eine frische. Ach komm ... entschuldige. Es ist nur, es ist alles so schwer.“

„Es ist unerträglich. Und der ganze Albtraum ist wahr. Aber eins sage ich dir ...“, Mutters Stimme nahm einen metallischen, fremden Klang an, „mich kriegen die hier nur im Leichentuch raus. Das schwöre ich.“

Gänsehaut kroch mir über den Nacken. Sie redete, als ob sie schon fest mit monströsen Meteoriteneinschlägen rechnete ... und als ob sie unser Haus, unsere Zuflucht, bereits abgeschrieben hätte. Ich kannte kein anderes Haus. Hier war ich aufgewachsen, nie wäre es mir in den Sinn gekommen, dass wir irgendwann mal hier rausmüssten. Das Haus war so wie Vater – stabil, verlässlich, warm. Und das Haus war seine Kreation, er hatte es gebaut. Er hatte es mit hellblauer Farbe angestrichen – das einzige hellblaue Haus in der Gegend! Und gerade fühlte es sich so an, als ob es schon weg wäre ... Leise stand ich von meinem Lauschposten auf und verkroch mich in mein Zimmer.

Als Florian klingelte, hatte ich die Spielkonsole bereits angeschmissen. Bevor wir loslegten, drehte Flo einen Joint und wir setzten uns damit auf meinen Balkon, obwohl es leicht nieselte.

„Genieß die Aussicht, solange es noch geht“, sagte ich düster.

„Warum?“, fragte er.

„Mutter sagt, dass die Bank das Haus zwangsversteigern wird, wenn es so weitergeht.“

„Echt? Scheiße.“

„*Carpe diem*, wie Eisenmann letztens sagte, mein Lieber.“

Allmählich wirkte der Joint. Ich spürte meinen Körper kaum noch und wurde maulfaul.

„Hast du sie nochmal getroffen?“

„Wen?“

„Mona Lisa! Wen wohl, du Hirni?“

„Nein.“

„Warum nicht?! Sie hat dir doch ihre Nummer gegeben! Das erste Date darfst du nicht so wichtig nehmen. Du musst dranbleiben, Medi! Das Eisen schmieden, solange es warm ist, warm und feucht.“ Er lachte.

„Sagt wer? Der Casanova, der sein letztes Date in der Steinzeit hatte?“

Für Delia hätte ich mir ohne zu zögern eine Glatze rasieren und ihren Namen auf den Hinterkopf tätowieren lassen, aber ich sah keine reelle Chance, bei ihr zu landen. Ich meine, ich war ein angehender Obdachloser, mit einem von Spinne Thekla betreuten Vater, der nicht bei sich war. Und das Abitur war so weit weg wie die Randzonen der Milchstraße.

Florian verschwand im Zimmer und begann zu spielen. Ich blickte in die uralte Platane, deren Blätter ich von meinem Balkon aus fast greifen konnte. Einige Häuser weiter rief ein kleines Mädchen: „Papa, Papa!“

Mir wurde übel. Ich hatte das Gefühl, durch einen engen Schacht zu fallen. Hinter mir lief ein Soldat und schrie: „Stehen bleiben, sofort! Stehen bleiben oder ich schieße!“ Ich lief und lief durch einen dunklen Wald, immer weiter. Tannenzapfen knallten in mein Gesicht und zerkratzten es. Meine Füße versanken bei jedem Schritt im weichen, nassen Moorboden des Waldes.

Peng!

Ein Schuss peitschte an meinem rechten Ohr vorbei.

Peng! Ein zweiter Schuss. Ich spürte meine nassen Turnschuhe, hörte mein Herz trommeln, mein Atem ging kurz und schnell. Ich schlug einen Haken nach dem anderen.

„Stehen bleiben! Sofort!“

Ich spürte, dass auch der Grenzsoldat Angst hatte. Das gab mir Auftrieb. Ich versuchte schneller zu laufen. Sterben war dunkler als der Wald, aber Bautzen – niemals. Dann erblickte ich das schwarze Wasser – der Grenzfluss!

Peng! Im selben Moment spürte ich einen Schmerz im rechten Arm. Er hatte mich erwischt! Panik ergriff mich, ich flog die letzten Meter und setzte am Ufer zum Sprung an.

Peng!

Ich sprang, flog und flog, aber ich klatschte nicht in den Fluss. Vielmehr erblickte ich den, der ich war, mit den Augen der heißen, schnellen Kugel, die auf dem Weg in meinen Körper war. Ich war die Kugel, metallisch glänzend, glühte vor Hitze, zischte durch den schwarzen, winterkalten Raum. Dann wurde alles gelb, orange, rot, und alles um mich herum brannte lichterloh, war nichts als Feuer.

Ich sah das Schulterblatt, das ich glühend durchschlug.

Raus! schrie eine Stimme in mir. Raus! Feuer! Raus!

14.01.1974 blinkte ein Datum vor meinen Augen. Ein Schacht öffnete sich und ich wurde nach draußen katapultiert.

„Medi, Medi, alles klar?“

Ich konnte die Person und die Umgebung nicht einordnen.

„Medi, bist du auf 'nem Horrortrip oder was?“

„Was?“ Erst langsam strukturierten sich Florian, der Balkon und der Baum zu einem stimmigen Bild.

„Wow! Woow.“ Ich holte tief Luft. „Ich glaub, ich hatte einen Mega-Trip! Flo, hör zu. Ich laufe durch einen Wald, will über den

Fluss in die Freiheit schwimmen. Ich befinde mich an der Grenze, DDR. Ein Grenzsoldat schießt, während ich durch diesen verdammten kalten Wald laufe. Ich war jemand anderer, etwa so alt wie ich jetzt! Dann knallt es und ich bin auf einmal die Kugel, die mich treffen soll. Überall Hitze und Feuer. Hast du so was schon mal erlebt? Alles total real, inklusive Herzasen, Todesangst – alles!“

„Krasser Trip!“

„Ich weiß nicht. Vielleicht verirage ich das Zeug nicht mehr.“

Sport bei Herrn Gutbrecht war ein guter Grund mal wieder in der Schule aufzulaufen, aber die ersten zwei Stunden Mathe waren nah am Horrortrip vom Vortag, ich hatte komplett den Anschluss verloren. Danach trottete ich frustriert zur Turnhalle. Einige Mädels hatten eine Freistunde und saßen auf der Tribüne, eine mit mahagonischwarzem Haar, zum Pferdeschwanz gebunden – Delia!

Die Mannschaften wurden gewählt, mein Herz klopfte bis zum Hals. Harms war der beste Spieler und wählte gerade seine Mannschaft. Es gab Zeiten, da mochten wir uns, da hätte er mich als Ersten oder Zweiten aufgerufen. Da auch Justus, der andere Crack, mich ausgerechnet heute nicht wählte, schmorte ich, bis ich endlich von Harms erlöst wurde. Als Vorletzter.

Kaum war ich auf dem Platz, stand es schon zwei zu null für uns. Ich verschanzte mich in der Abwehr, spürte Delias Blick im Rücken und wünschte, dass sie gehen würde.

„Ran, ran!“, schrie Harms, als Justus nur noch an mir vorbeimusste. Ich grätschte hinein und erwischte ihn am Fuß. Er flog im hohen Bogen zur Seite und hielt sich schreiend das Bein. Alle schauten mich an, als ob ich soeben aus Alcatraz entflohen wäre.

„Mensch, hast du sie noch alle?“, schrie Harms. „Wenn du Rugby spielen willst, dann *ciao!*“

So viel Wut? Woher kam sie? Wenn nur Delia nicht da wäre.
„Elfmeter, aber du gehst ins Tor, Medi!“

Ich kochte – nicht wegen dem Foul und dem Elfmeter, sondern weil Justus wenige Momente nach dem Sturz grinsend aufstand und Harms sich so aufspielte. Und das alles vor Delias Augen. Und ausgerechnet heute war Florian nicht da! Als ich zwischen den Pfosten stand, hatte ich das Gefühl, dass das Tor plötzlich doppelt so groß wäre. Ich, allein im Tor. Ich, allein auf dem hellgrünen Hallenboden. In der Halle. Auf der Schule. Der Welt. Justus nahm Anlauf und zog mit voller Wucht ab. Peng! Mein Kopf kippte nach hinten, unzählige Sterne blitzten auf, wie bei einem Kurzschluss. Ich ging in die Knie, rappelte mich mit blutender Nase auf, um sofort zur Toilette zu laufen und den Blicken zu entkommen, als ich in meinem Rücken Justus hörte: „Künstliches Komatäte dem auch mal gut.“

– Ende der Leseprobe –